



Das Ende in Gold: Thomas Zindel steht in seinem Felsberger Atelier vor seinem letzten, zehnteiligen Werk «Tec Nev».

Bild Yanik Bürkli

«Kunst hat nur einen Sinn, wenn sie etwas transzendiert»

Thomas Zindel hört mit der Malerei auf und widmet sich ganz seiner Galerie. Im Gespräch sagt der Bündner Künstler, warum es gut ist aufzuhören – und warum er gewisse zeitgenössische Gemälde nur langweilig findet.

mit **Thomas Zindel**
sprach **Mathias Balzer**

Dass ein Künstler öffentlich kundtut, er male nun sein letztes Bild, ist selten. Viele arbeiten bis an ihr Lebensende weiter, auch auf die Gefahr hin, sich irgendwann nur noch zu wiederholen. Nicht so Thomas Zindel. Der Churer Maler und Galerist hat sich entschieden, den Pinsel für immer wegzulegen und sich ausschliesslich seiner Tätigkeit als Galerist und Kunstförderer zu widmen. Der 60-Jährige ist einer der prägenden Bündner Künstler der jüngeren Vergangenheit. Seit den frühen Achtzigerjahren hat er sein malerisches Werk konsequent weiterentwickelt und wurde dafür mehrfach mit Preisen und Stipendien ausgezeichnet. Seinen letzten Gemäldezyklus «Tec Nev» zeigt Zindel am Dienstag, 22. März, als «malerische Sinfonie» im Theater Chur (siehe Kasten).

Herr Zindel, wir sitzen hier vor Ihrem letzten Bild. Wie ist Ihnen zumute?

THOMAS ZINDEL: Mir geht es gut. Für mich ist dieser Entscheid, mit der Malerei aufzuhören, ja auch nicht neu. Das hat sich bereits bei der Arbeit an meinem letzten Werkzyklus «Adagio sostenuto» abgezeichnet. Bereits bei diesen hellen, weiss getünchten Bildern stellte sich die Frage, was ich nach «Weiss» überhaupt noch malen kann. Zudem erfüllt sich in diesen Werken etwas, worauf ich lange hingearbeitet habe – das Sakrale in der Kunst. In diesem Sinne ist es überhaupt nicht schlimm, vor dem letzten Bild zu stehen. Im Gegenteil, ich freue mich darauf, mehr Zeit für meine Arbeit als Galerist zu haben.

Malen war doch für Sie mehr als einfach Arbeit. Sie geben eine ganze Lebensweise auf.

Sicher geht man mit der Malerei eine weite Strecke. Der Anfang war jung, wild, einsam, krud, schwarz, düster. Mit dazu passenden Titeln wie «Der Sturz». Aber irgendwann muss dieser «Sturz» dann vorbei sein. Dann kommt beispielsweise eine Serie mit dem Titel «Tisch». Ein Tisch ist ja immer etwas Soziales, und jeder Stuhl am Tisch steht für das Individuelle in diesem sozialen Kontext. So entwickeln sich Malerei und Persönlichkeit parallel weiter.

Sie haben vor 40 Jahren zu malen begonnen. Können Sie sich an Ihr erstes Bild erinnern?

Da war ich noch Kantonsschüler, 16 Jahre alt. Das Bild hiess «Siddhartha am Fluss». Eine sitzende Figur, das Kinn auf die Hand gestützt, die verloren über einen Fluss in die Stille blickt. In diesem Bild hat sich eigentlich schon abgezeichnet, wo ich mit der Malerei hin wollte. Eben hin zum Sakralen.

Bei der Präsentation von «Adagio sostenuto» sagten Sie, ein Künstler müsse einen spirituellen Ansatz haben. Malen war demnach für Sie auch eine spirituelle Übung. Können Sie auf diese verzichten?

Ich kann sie umpolen. In Sprache übersetzt heisst aufhören zu malen, sich im Schweigen zu üben. Das Schweigen ist das letzte Bild der Sprache. Stille, Schweigen, Zuhören.

Marcel Duchamp sagte, den Künstlern sollte ab 50 verboten werden, zu arbeiten, da sie sich ab dann nur noch wiederholen. Hat Ihre Entscheidung auch damit zu tun?

(lacht) Ja, sicher. Es ist nun mal so, dass meine Malerei Schritt für Schritt stiller geworden ist. Nicht nur die Farbe betreffend, sondern auch, was die Verteilung der Linien und Flächen betrifft. Und natürlich ist es heute oft so, dass ein Künstler, wenn er, sagen wir, einen Trick, ein Rezept gefunden hat, sich ab

dann nur noch wiederholt. Diesem Prozess wollte ich immer schon ausweichen. Ich wollte nie einen Stil entwickeln, der dann als «Zindel» erkennbar ist.

Wenn ich das letzte Bild anschau, sieht es – verglichen mit den vorhergegangenen Bildern – aus wie ein Neuanfang.

Es ist vielmehr ein letztes Aufflackern: eine sehr farbige Partitur vor goldenem Hintergrund. Das könnte ein Neuanfang sein, aber ich glaube, wenn man einmal beim Weiss angelangt ist, kann man nicht bei einer solchen Farbigkeit verweilen.

Wofür steht für Sie das Gold?

Es steht für den sakralen Raum. Es ist eine Anlehnung an die byzantinische Malerei, die Ikonenmalerei. Genauso haben sich meine blauen Hintergründe auf Giotto bezogen, der 1303 in der Arenakapelle in Padua das Blau als sakrale Farbe, als Farbe des Himmels in die Malerei eingeführt hat. Ich bin wieder auf das Gold zurückgekommen, weil es eine so grosse Ruhe ausstrahlt.

Sakrale Kunst ist nicht gerade das, was derzeit en vogue ist. Wie hat

sich die Malerei seit den Achtzigerjahren verändert?

Anfang Achtzigerjahre mit den Jungen Wilden in Berlin war sie bestimmt frecher. Heute hab ich das Gefühl, die Malerei bewege sich im Bereich reiner Ästhetik. Und jeder ist, wie gesagt, erpicht darauf, seine Masche zu finden. In Graubünden werden beispielsweise Berge und blauer Himmel gemalt, als gäbe es diese in Wirklichkeit nicht bereits. Das finde ich wahnsinnig langweilig.

Aber es entspricht doch der malerischen Tradition Graubündens, dass die Berge zum Thema werden.

Mag sein. Aber mir kommt es dann vor wie abstrahierter Naturalismus. Kunst hat doch aber nur einen Sinn, wenn sie etwas transzendiert, wenn eben eine Landschaft zu einer Seelenlandschaft wird. Das unterscheidet ein Bild von einem Abbild. Das Bild steht für sich. Beim Abbild muss man extrem aufpassen, dass man nicht einer rein ästhetischen Manier verfällt. Bei der abstrakten Malerei wird der Maler gezwungen, mit der Verteilung der Farben, Linien und Formen dem Ganzen einen Hintergrund zu entlocken, einen seelischen Hintergrund.

Malerische Sinfonie in zehn grossen Bildern

Mit dem Projekt «**Tec Nev**» präsentiert **Thomas Zindel** sein letztes Gemälde. Die «malerische Sinfonie in zehn Bildern» wird am Dienstag, 22. März, um 20 Uhr im Theater Chur zu sehen sein. In zehn grossen Gemälden und 72 Studien hat Zindel monochrome Hinter-

gründe und jeweils fünf Notenlinien als Kompositionselemente eingesetzt. Diese malerische Partitur namens «Tec Nev» wird von der Pianistin und Komponistin **Vera Kappeler** und dem komponierenden Schlagzeuger **Peter Conradin Zumthor** in einem Konzert umge-

setzt. Dabei wird der gesamte Bühnenraum mit Zindels Gemälden «bespielt». Der Name «Tec Nev», was so viel heisst wie «Neues Dach», bezieht sich auf eine Ausgrabung beim **Castello von Mesocco**, die Zindel in seiner Kindheit mit seinem Vater besucht hat. (ba)

«Es ist gut, dass es immer mehr Künstler gibt. Eigentlich sollte jeder Künstler werden. Denn durch die Kunst lernt man, die Welt anders zu sehen.»

Sie waren bereits in den Achtzigerjahren mit «Aquasana zeigt» als Ausstellungsmacher tätig. Seit 2013 betreiben Sie in Chur eine Galerie. Nun bald hauptberuflich. Warum dieser Seitenwechsel?

In den Achtzigerjahren gab es wenige Künstler in Chur. Und noch weniger kamen aus dem Unterland zu Besuch. Deshalb begannen wir damit, Schweizer Kunst in Chur zu zeigen. Was mir damals schon daran gefiel, war der Kontakt mit anderen Künstlern, der Einblick in ihre Arbeitsweise. Das war mit ein Grund, warum ich die Ausstellungstätigkeit 2013 wieder aufgenommen habe.

Wie würden Sie Ihre Funktion als Galerist umschreiben?

Meine Galerie hat drei Schwerpunkte: Erstens sollen junge Künstler eine erste Ausstellung mit Katalog bekommen. Das bringt ihnen sehr viel. Zweitens richte ich mein Augenmerk auf ältere Künstlerinnen und Künstler, die in Vergessenheit zu geraten drohen. Und drittens zeige ich Kunst aus der restlichen Schweiz, die man hier überhaupt nicht kennt.

Ist es so, dass es heute, bei diesem grossen Angebot an Kunstschulen, auch viel mehr Künstler gibt?

Auf jeden Fall. Das ist auch gut so, dass es immer mehr Künstler gibt. Eigentlich sollte jeder Künstler werden. Denn durch die Kunst lernt man, die Welt anders zu sehen. Was ich weniger gut finde, ist, dass bei den Ausbildungen der Kunstmarkt eine so grosse Rolle spielt. In den meisten Schulen wird zu viel Gewicht auf die Selbstvermarktung gelegt.

Was raten Sie einem jungen Künstler, der seinen Weg sucht?

Für mich war wichtig, mit einzelnen Künstlern zusammen zu sein und zu arbeiten. Das kann ich nur empfehlen. Ich war viel mit Matias Spescha und Gaspere Otto Melcher zusammen.

Sie empfehlen also, eine Art Lehrmeister zu suchen.

Genau. Den muss man aussuchen und finden. Aber das ist heute über Google ja nicht mehr so schwierig. Als Assistent erfährt man unheimlich viel über die Arbeitsweise eines Künstlers. Mit dem Vorbild zusammenarbeiten und -leben ist immer noch die beste Schule.

Wieso präsentieren Sie Ihr letztes Werk auf einer Theaterbühne?

Das hat sich teilweise so ergeben. Andererseits bin ich, da ich viele Bühnenbilder gemacht habe, dem Theater nah. Für mich war es immer sehr interessant, das Zweidimensionale der Malerei auf der Bühne in drei Dimensionen zu übersetzen. Handkehrum inspirierten die drei Dimensionen im Theater wiederum die Malerei. In diesem Sinne ist es stimmig und schön, «Tec Nev» im Theater Chur zu zeigen.

Was darf das Publikum nächsten Dienstag erwarten?

Es darf 70 Minuten lang zur Musik von Vera Kappeler und Peter Conradin Zumthor zuschauen, wie 74 Bilder vom Schnürboden herabschweben. So lange, bis – frei nach Hölderlin – «der Himmel wie eines Malers Haus wird. Denn seine Bilder sind aufgestellt.»